

Zeugnisse.

Stizze von Ludwig Klebinder.

Dreiviertel auf Eins und der Junge noch nicht aus der Schule da! Wird halt wieder nichts gelernt haben und muß nachhaken. Aber das soll jetzt ein Eneb nehmen, oder er kriegt Sau' von mir, mehr als zu...

Franzi, solltest Du nicht lieber einmal zum Lehrer schau'n? unterbrach die bezüglich ihres Erstgeborenen stets zu einer weniger thatkräftigen Erziehungslehre geneigte Mutter den Jornausspruch des Vaters. „Rudi gefällt mir gar nicht in der letzten Zeit! Gar nicht! Ganz blaß ist er und...“

„Ja, ja, ja! Ganz blaß...“ ahmte Herr Hieronymus Bierfah spöttisch den weinerlichen Ton nach, den seine bessere Hälfte in ihrem Kummer über den vermeintlichen Kräfteverfall ihres Rudi angefangen hatte. „Du möchtest in Deiner Affenliebe was Rechtes aus ihm machen! Faul ist der Schlingel, sag' ich Dir, stinkfaul! Aber das werb' ich ihm schon noch austreiben. A Röhrl muß nur ins Haus, a spanisches Röhrl!“

Frau Bierfah stiegen die Thränen in die Augen bei dem bloßen Gedanken an dieses familiäre Marterinstrument und die damit an ihrem Rudi geplante Prozedur. Als der Rabenater diese Wirkung seiner an die Nerven gehenden Worte merkte, lenkte er schnell ein.

„Hebrigens möcht's Hinlaufen auch nichts mehr nützen. Wir haben ja schon beinahe die Mitte Juli. Die Zeugnisse sind vor der Thür, wär' also schad' um den Weg... Aber das sag' ich Dir im Voraus: Bringt er mir wieder 'unter Fünfer nach Haus, wie's letztemal, so bist ihm sein Heulen und Dein Jammer nicht; dann ist's eben höchste Zeit, daß das spanische Röhrl a Wirt' hineinredt!“

Frau Bierfah faltete bei dieser neuerlichen Nennung des väterlichen Nachzuehens stumm die Hände und warf einen lebenden Blick zum Himmel empor, wußte sie ja, was Rudi heute so lange vom Hause fernhielt! Es war ihr schon gleich in der Früh aufgefallen, in wach unheimlicher Stille ihr Viebling ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit sich angeleidet, und mit der beängstigenden Blässe, von der sie getreulich dem Gatten Bericht erstattet, hatte es heute seine Richtigkeit. Wohlends aber, als Rudi — ein in den Wäandern der Familie Bierfah noch nicht dagewesener Fall — seinen Kaffee kaum zur Hälfte austrank, die obligaten drei Butterkekse bei Seite schob und schieflich sogar die alltägliche mit mütterlicher Sorgfalt zum Gabelfrühstück vorbereitete Schinkenmahl einzuwickeln vergaß, waren das für die gute Frau untrügliche Kennzeichen der tragischen Bedeutung des heutigen Schultages.

Dann war Rudi gefenken Blickes hinausgeschlichen und seine Stimme beim Abschiedsgruß klang so leidvoll bewegt, so abnungsvoll... so schicksalsschwer... Den ganzen Vormittag war Frau Bierfah von einer Unruhe befangen, die für die Qualität des Mittagessens abhängig zu werden mußte. Als aber ihr Gatte längst aus dem Bureau heimgekehrt war und man geraume Zeit vergebens auf Rudi gewartet hatte, als dann die Suppe aufgetragen war und deren Ueberfluß an Salz eine entsprechende Kritik gefunden hatte, als auch das Fleisch „für die Rag“ befunden und die Kirchentüdel in eine Parallele mit Kleidchen gebracht worden waren... als der Herr des Hauses sein gewohntes Mittagsschläfchen absolvirt, von Rudi aber, dessen Heimkehr die Sehnsucht nach Mutter's Fleischstücken sonst stets „gleichförmig gleichleuchtig“, noch immer kein Lebenszeichen einlangte, da hielt es die besorgte Frau denn doch an der Zeit, den Gatten auf das bevorstehende Familienereignis schonungslos vorzubereiten.

„Du, Franzi, hör' einmal, mit Rudi kommt's mit nicht ganz gefeuer vor. Jetzt ist's gleich zwei Uhr... so lange ist er doch nie ausgeblieben!“

„Sicher hat ihn der Lehrer wieder Strafe über Mittag zurückgehalten“, gröhnte, brummte und gurgelte er in Divan her.

„Weißt, Franzi, wenn Du in's Bureau gehst, könntest Du Dich jedenfalls unterwegs in der Schule aufhalten, was denn eigentlich mit dem Buben los ist.“

„Wird viel los mit ihm sein! Sein Aufgab' hat er nicht gehabt, oder geschwätzt hat er oder nicht weiter gewußt beim Aufrufen!“

„Rannst schon Recht haben, Franzi, aber ich mein' halt doch, besser ist besser. Rudi nimmt sich Alles gar so zu Herzen... Und dann die Furcht vor...“

Herr Bierfah sprang vom Sofa auf. „Ah, steht der Zeitpunkt so! Ja, dann muß ich freilich hinschau'n. Aber auf dem Weg kauf' ich's gleich, 's spanische Röhrl; i werd's brauchen, sonst wär' der Galgenstrick längst hier!“

„Reinst nicht, Franzi, man sollt's noch einmal im Guten probieren.“ Frau Bierfah sprach es in einschmeichelnden Tone und schmiegte sich mit verführerischem Augenaufschlag befänftigend an den Gatten.

„Ja freilich! Aber das einzige Gute für den Nichtsnuß ist ja eben das Röhrl.“

„Geh, Du Schlimmer, geh! Rannst noch Wih' machen, inbeß ich in tausend Aengsten bin, ob der Bub' nicht etwa gar aus übertriebenem Ehrgefühl... aus Furcht vor Deiner mittelalterlichen Strafe... Man liest's ja alleweil' in der Zeitung!“

Kaum hatte die mütterliche „Berthebigerin in Straffachen“ gegen den gestrigen Richter diesen letzten, entscheidenden Trumpf ausgespielt, als derselbe auch schon geänstigt nach Hut und Stod griff — letzteren nahm ihm die verständige Hausfrau noch in der Thür wieder ab — und über Hals und Kopf davonstürmte. Barg sich doch unter dem Mantel seiner väterlichen Strenge eine nicht minder warme, aber jedenfalls zielbewußtere Liebe, als die des allzu nachsichtigen Mutterherzens.

Rudi hatte inzwischen nach dem für ihn jeder Berechtigung entbehrenden „Dank“ Gottesdienst sein Zeugnis in Empfang genommen, bei welcher Gelegenheit der Lehrer eine rührende Ansprache an ihn hielt, in der er ihn als den „größten Schendrian und Thunichtigst in der Klasse“ bezeichnete und seine „grenzenlose Faulheit“ als warnendes Exempel den Mitschülern vor Augen hielt. Draußen auf der Straße hatten ihn auch noch einige schabensfrohe Kameraden mit dem schmeichelnden Chorus „Repete! Repete!“ ein gutes Stüd Wegs geleitet, dann war er allein geblieben mit seinem Zeugnis und seinem herben Weh. Jetzt, in der Verlassenheit, erinnerte er sich, daß zu diesem peinigenden Seelenschmerz zu Hause noch ein zweiter, weitaus fühlbarer, sich gesellen dürfte, und der Gedanke an dieses bevorstehende hochnothprinliche Gericht stimmte ihn tieftraurig.

So lange als nur irgend möglich, wollte er den „schlagenden Beweis“ väterlicher Theilnahme an seinem Studium hinausschieben, und so irrte er denn stundenlang ziellos umher. Jeden Menschen, dem er begegnete und von dem er annehmen konnte, er trage kein so unheilvolles Dokument in der Tasche, beneidete er um dieses, nach seinen Begriffen sorgenloses Dasein, gleichviel, ob es ein Kutscher, Dienstmann oder Maurer war.

Lehter Gattung „von Zeugnissen verhöfelter Individuen“ sah er bei einem Neubau in der Arbeit zu und wurde, als dieselben Mittags ihr Werkzeug bei Seite legten und sich auf einem Sandhaufen zum kurzen Mable niederließen, hierdurch lebhaft daran erinnert, daß neben der trostlosen Debe seines Herzens nun auch eine solche des von diesem Sitze eldernen Regungen nicht gar weit entfernten Organs der Ernährerung sich gar hartnäckig anzumelden begann. Diese Entdeckung bewirkte nun, daß er seine Wanderung unwillkürlich in der Richtung des elterlichen Hauses wieder aufnahm, und sein einmal geweckter Appetit brachte ihn denn auch bald an die Stätte des drohenden Ungemaches. Nachdem er um die Küche, aus der verlockende Dünste ihm entgegenströmten, wie die Stape um den Drei herumgeschlichen, sein durch die Furcht gefächertes Ohr sich auch verzweifelt, daß an dem Orte seiner Sehnsucht momentan Niemand weile, trat er leise auf den Fußspigen ein, fand aber zu seinem lebhaften Bedauern die zur Linberung seines „Magenleidens“ nötige Arznei nicht mehr vor. Da fiel sein verzweifelt umherstreichender Blick auf den schon öfters heimlich entlehnten Schlüssel an der Wand über dem Herde. Blühschnell schoß ein rettender Gedanke ihm durch's Hirn: Den Schlüssel ergreifen, die im Hausflur befindliche Speisekammer öffnen und, nachdem er eingetreten, die Thür hinter sich von innen verriegeln, war das Werk eines Augenblickes.

Dann, nachdem sein Auge sich an das Halbbunkel in dem dunklig kühlten Raume gewöhnt, sah er sich eifrig nach einer sättigenden Substanz um, fand aber leider Alles verschlossen. Dieser Umstand, und nicht weniger die allmählich erwachende und immer lauter mahnende Stimme des Gewissens lösten endlich den verstockten Sinn des achtjährigen Knaben in heiße Thränen auf. Er sah zerknirsch sein Unrecht ein und gelobte in seinem Innern, im nächsten Schuljahre Alles daran zu setzen, Eltern und Lehrer zufriednen zu stellen und ein gutes Zeugnis zu erlangen. Und wie zum Lohn für diese innerliche Einklehr und

den löblichen Vorsatz zur Besserung lenkte ein einsichtsvolles Geschick seinen Blick auf ein weitbauchiges Gefäß, das in der dunklen Ecke von ihm unbemerkt geblieben war und in dem jüngst seine Mutter als vorzügliche Hausfrau Weichseltschen für den Winter eingefotten. Hattig stieß er die schützende Pergamenthülle durch und stülte in Ermangelung einer kompakteren Nahrung gierig seinen Hunger mit dem süßen Inhalt, in den die erleichternden Thränen der Reue leise rieselnd sich mengten.

Herr Bierfah war, nachdem er in der Schule das traurige Resultat der wissenschaftlichen Betätigung seines Söhnchens vernommen, nach Hause geeilt, und sein Zorn über das „ungerathene Kind“ war alsbald lebhafter Sorge über das räthselhafte Ausbleiben des schon um neun Uhr früh aus der Schule entlassenen Sünders gewichen. Zu Hause empfing ihn händelringend die Gattin, die inzwischen bei allen Bekannten nach dem Vermißten geforscht, und machte ihm die heftigsten Vorwürfe über sein herzloses „Staberl-Erziehungssystem“, das ihr armes, unglückliches Hafscherl nun vielleicht gar in den Tod getrieben.

„Weiß Gott,“ schloß die in ihrer unsäglichen Angst von allen möglichen Schredensbildern verfolgte Frau schluchzend ihr Lamento, „weiß der liebe Herrgott, wo jetzt mein armes Kind ist! Ob er nicht gar schon aus Furcht vor seinem barbarischen Vater verzweiflungsvoll in den Wellen...“ Die Arme konnte vor Herzeleid nicht weiter sprechen. Thränen erstidten ihre Stimme.

Auch in der keineswegs den Regungen des Mitleids starr verschlossenen Brust des so schwer beschuldigten Herrn Bierfah waren bei dieser lebendigen Ausmalung des gewaltsamen Endes seines geliebtesten Stammhalters jegliche Exultationsgefühle erloschen.

„Wein' nur nicht, Alte, wein' nicht! Man muß nicht gleich immer an's Schlimmste denken. Ich geh' jetzt sofort auf die Polizei und lasse...“ Aber was ist denn das? unterbrach er plötzlich seine warme Trostivorte. Auch Mama Bierfah lautete erstaunt auf das heftige Bochen, das aus der Speisekammer herüberhallte. Jetzt besann sich die Gute, daß sie halb nach dem Mittagessen in der Thür der Speisekammer den Schlüssel hängen gesehen und denselben in der Meinung, ihn selbst vergessen zu haben, umgedreht und abgezogen hatte. Da mischte sich in das Bochen bringende, klägliches Rufen einer wohlbetannten, jede begabte Befürchtung zerstreuende Stimme:

„Mach' auf, Mutter! Schnell! Mach' auf!“

Das Eingefottene hatte seine pädagogische Wirkung gethan. — Freudestrahlend slog die Mutter herbei, um Rudi aus seiner Haft zu befreien, und auch Herr Hieronymus Bierfah dachte wohl kaum mehr an's spanische Röhrl, als sein Rudi herausstürzte, um in der kleinen Thür vis-a-vis mit den häufig hervorgeföhlenen Worten zu verschwinden:

„Vater, an's Turnen hab' ich, „Eins“ und in Sitten hab' ich mit auch den „Vierer“ verbessert — das Andere zeig' ich Dir nachher!“

Kellner! ... Kellnerrrr!

Von Paul Mahn.

Ich war heute durchaus in keiner guten Stimmung. Das Essen ließ wieder mal verdammt lange auf sich warten. Da war man jetzt den ganzen Abend angestrengt thätig gewesen, hatte herumgeschwätzen müssen mit jungen und alten Frauenzimmern, auf die dümmsten Fragen thun müssen, als ob es geschweide wären und schließlich ein gelochtes Diner heruntergerissen — jetzt kam man vertrauensvoll in seine Stammkneipe, und nun die Behandlung!

Drei Minuten wollte ich noch warten. Dann aber...! Ich sagte im Allgemeinen nicht gern etwas. Wenn ich aber mal deutlich wurde: — na!

Es war ja sonst recht gut hier, das mußte man sagen. Essen tabellos, sehr sauber, gerabzu peinlich; Franz aber, der Oberkellner, ein Muster seiner Gattung.

Franz ließ mit lautem Geräusch einen Zeller fallen. Heute war der Mensch ja geradezu unglücklich. Stand da wie im Schlaf oder ging mit einem Gesicht umher, als ob er einen Kopf Mäuse gegessen hätte. Direkt unachtsam war er heute.

Vorhin (sachon) hatte ich ihn einmal recht energisch angesprochen. Hatte mir

wahrhaftig dunkles Bier gebracht! Ich trank doch stets das helle, nur dann und wann das andere. Was hatte er anzunehmen, daß heute „dann und wann“ war?

Selbst das Glas hatte er mir verkehrt hingeseht. Ein Jahr lang verkehrte ich jetzt im Lokal; er wußte genau, daß ich stets von links trank und niemals von rechts, wo Jedermann seinen Schnabel hinthat — sollte ein Jahr nicht genügen, um das für immer einzuprägen? Was hatte so'n Mensch denn weiter in den Kopf zu nehmen!

Ich sah nach der Uhr. Drei Minuten waren reichlich vorbei. „Kellner!“ rief ich kurz. Schon das war Ungnade. Ich pflegte ihn sonst beim Vornamen zu nennen — diese Menschen haben ja nur Vornamen.

Kein Bein rührte sich. Der Kerl schloß offenbar wieder. „Kellnerrrr!“ rief ich in heller Wuth.

Franz stürzte mit langen Schritten auf mich zu.

„Sie sitzen wohl heute Abend auf Ihren Ohren?“ fuhr ich ihn an.

Er hatte wieder sein unglückliches Gesicht. Das sah ja beinahe aus, als wenn der Kerl weinen wollte.

„Machen Sie nicht so'n dummes Gesicht!“ rief ich im vorigen Tone. „Thun Sie Ihre Schulbigkeit und passen Sie auf! Ich möchte nämlich heute noch essen.“

Er sah mich jetzt nicht nur trüblich, sondern ganz verflört an. Ich merkte deutlich, daß er das Essen überhaupt nicht bestellt hatte.

Das ging denn doch über den Spaß. Während ich hier saß und hungerte, stand so'n Mensch da in seiner Ecke und verbaute! Er hatte ja gegessen; den Hunger hatte ich; ich konnte also auch sehen, wie ich ihn los wurde.

„Sie haben das wohl vergessen?“ fragte ich langsam und bedeutungslos. Er stammelte etwas von „Ja, was...“ Ich werde gleich...“

„Sie werden! Sie werden!“ rief ich außer mir. „Ich werde Ihnen! Ihren Prinzipal werde ich mir kommen lassen und dem sagen, was Sie für ein Herr sind. Sie sind ja ein völlig unbrauchbarer Mensch!“

Er schien etwas sagen zu wollen. Ich fuhr fort: „Machen Sie, daß Sie mir jetzt etwas zu essen bringen! Ganz egal, was! Nur sofort!“

Franz eilte mit fliegenden Rodschöhen zu mir. Büffel.

In kürzester Zeit brachte er mir einen Gänsebraten: der Gänsebraten war gut. Kleiner wurde er und kleiner, und kleiner wurde auch mein Groß.

Es war im Grunde gar nicht so übel, daß er das Filet vorhin vergessen hatte. Filet hatte man ohnehin alle Tage, und der Gänsebraten war gut.

Ich lehnte mich befriedigt zurück auf meinem Stuhle und zündete eine Cigarre an. Franz stand noch immer vor mir, verunglückt umher.

Merkwürdig, daß man sich nie auf diese Leute verlassen konnte! Sonst ein so tüchtiger Mensch, dieser Franz, und heute der reine Nachtwächter! Sollten meine Worte von vorhin ihm noch mehr verschnupft haben?

Genau, ich war ja etwas heftig gewesen — aber, mein Gott, man hatte eben Hunger. So'n Herr ahnte natürlich nicht, wie einem hungrigen Menschen zu Muth war.

Etwas maßvoller hätte ich ja vielleicht sein können. Aber auch das hatte seine zwei Seiten. Maß war Schwäche und Schwäche bei solchen Leuten an wenigsten angebracht. Wenn man denen ein Mal etwas nachsah, so war man für alle folgenden verloren und die ganze Erziehung wieder zum Deubel — man durfte eben nichts durchgeben lassen, schon aus Prinzip nicht!

Im Uebrigen aber könnte man ja mal ein paar Töne mit dem Manne sagen. So war man ja schließlich auch nicht. Dazu war man doch wieder zu viel Mensch.

Selbstverständlich nicht, daß er was merkte! Nur nicht mitleidig u. s. w. Das war wieder ganz falsch. Dann fühlten diese Leute gleich Oberwasser, wurden üppig u. s. w. Nein! Leutselig, gutmüthig, als wenn überhaupt nichts geschehen wäre. Das war das Richtige.

Ich that so etwas öfter. Das war Grundfah bei mir. Dergleichen glich die gesellschaftlichen Gegenfäse aus; das war praktische Sozialpolitik. Wenn alle Befehden das verstanden: den richtigen Ton anzuschlagen gegenüber ihren Untergebenen, mal einen ordentlichen Drohnsschund zu machen, daß diese doch auch saßen, daß sie Menschen waren, dann wäre die ganze Lage anders, der ganze Gleichheitswandel wäre nicht aufgetommen... Aber das mußte man eben verstehen!

Ich rief Franz heran und sprach ihm meine volle Zufriedenheit über die Be-

schaffenheit des Gänsebratens aus. Wenn ihn das nicht glücklich machte, dann wußte ich nicht, was.

Er machte einen verzweifellen Versuch, freudig bewegt zu lächeln; was herauskam, war nur ein gequältes Grinsen.

„Menschenkind!“ rief ich betroffen. „Sagen Sie bloß, was haben Sie heute? Sie machen ein Gesicht — solche Gesichter giebt's ja nicht. Hat Ihre Frau Sie schlecht behandelt? Oder kriegt der Junge Zähne?“

Der lange Kerl stand wie aufgelöst vor mir da. In den Augen stand ihm das helle Wasser, und im Halse würgte er mühsam ein gewaltsames Schluchzen herunter.

Von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, fragte ich: „Fehlt dem Kleinen etwas?“

Er sah mich unter Thränen trübe an und stieß hervor: „Tob! Heute früh!“

„Mir war, als bekäme ich rechts und links ein Paar Ohrfeigen. Ich geriet vor diesem einfachen Menschen, den ich von der Sonnenhöhe meines Daseins nur mit den Augen meines Magens angesehen hatte, in Verlegenheiten. In der Noth, irgend etwas zu sagen, brachte ich nur Dummheiten hervor.“

„Tob?“ fragte ich. „Hören Sie, das hätten Sie mir auch eher sagen können. Ich wußte ja gar nicht, daß den Kleinen überhaupt etwas gefehlt hat. Na, Franz, nicht den Kopf hängen lassen! Hoch das Kinn und raus die Brust! Sind ja Beide noch in den besten Jahren!“

Meine feilen Trostgründe schienen ihm wenig genug zu sagen. Nach einem wiederum verunglückten Versuch, freudig auszufehen, drückte er sich still in seine Ecke.

Ich blieb in recht unbehaglicher Stimmung zurück. Das war also meine Heldenthat! Einen armen Teufel hatte man angefahren, der an sich schon wehrlos war und heute obendrein noch nicht einmal für sich einsehen konnte! Während er mit seinen Gedanken bei dem kleinen Menschenkinde weilte, das bei ihm zu Hause hingestreckt lag, so lte er Filets im Kopfe haben und Gänsebraten, helles und dunkles Bier, und das ganze Wohlbestehen so viel vermögnder Gönner! Oh, du Misere!

Freilich, freilich! Ich konnte ja nichts wissen von dem Allen. Ich konnte ja nicht ahnen, wenn ich einen Menschen unter den alten Umständen traf, daß ich ihn nicht auf die alte Weise behandeln durfte!

Wenn ich das gewußt hätte! So etwas mußte Einem eben gesagt werden. Oder besser noch, man durfte überhaupt nicht in die Verlegenheit kommen.

Nichtig, da lag es! Der Wirth hatte schuld. Der hätte zu seinem Kellner gehen müssen und ihm sagen: Weichen Sie zu Hause heute, machen Sie sich einen freien Tag. Sind ja doch nicht zu gebrauchen heute!

„Ja, schön! Ich hatte gut reden und rathommen von „müssen“ und von „sollen“ — was wußte ich denn, was Franz für Gründe hatte, heute doch zu kommen? Einen Grund mußte er doch wohl haben, denn gesagt hatte er sich das Alles sicherlich ebenso gut wie ich und zum Vergnügen stand er offenbar nicht da.“

Vielleicht hatte er dem Wirthes überhaupt noch nichts berichtet von seinem Falle, weil er eben das fürchtete, was ich wünschte... Vielleicht brauchte er gerade noch die paar Groschen, die er heute zusammenbrachte, um die Apothekerrechnung zu bezahlen... den Kleinen Sarg...“

Es war ja schändlich! Statt sich zu fragen, wenn Einem ein trauriges Gesicht über den Weg lief, was er für Gründe zu seinem Aussehen haben möge, stellte man einfach bei sich fest, daß Einem das Gesicht nicht paßte. Es gehörte einfach nicht in's Lokal, was hatte man nöthig, grämliche Wisagen anzusehen?

Die ganze Wirkung des Gänsebratens war dahin. Was auch zur Entschuldigung gesagt werden konnte, die einfache Thatfache blieb, daß ein Mensch in einer Stunde, die ihm das Mitgefühl der „Brüder“ sichern mußte, aufs Schmähschichte misshandelt war.

Da stand der arme Kerl jetzt wieder in gebuckter Haltung am Büffet — ich konnte ihn kaum noch ansehen, so quälte mich mein Gedanke. Immer härter arbeitete ein Bedürfnis, wieder gut zu machen, was geschehen, an mir herum. Ich dachte einen Augenblick daran, ihm beim Weggehen ein besonderes Trinkgeld zu geben; aber als ich ihn zum Zahlen rief, ließ ich es. Es schien mir zu gemein.

Ich erhob mich indessen bald zum Gehen. Ich konnte es nicht mehr aushalten im Lokal. Als ich an Franz vorbeistramte, hatte ich ein Gefühl, wie Einer, der sich um eine Pflicht hinwegdrückt.

Als ich in der Thür stand, rief Etwas in mir meinen Namen, begleitet

von einem Schimpfwort. Was es war, habe ich nicht genau verstanden, aber etwas von „Gemeinheit“ war dabei.

Ich lehnte plötzlich um, schritt wieder auf Franz zu und sagte: „Na, Franz, war nicht so böß gemeint dorthin. Thut mir wirklich sehr leid. Hab' das aber Alles nicht so gewußt. Wollen wieder gute Freunde werden, was?“

Mir wurde leichter, als ich das sagte. Franz stand halb ängstlich, halb betroffen vor mir, starrte mich an mit offenem Munde und sagte verklärungslos: „Ja wohl, Herr Doktor! Zeiwh! Soll Allen's besorgt weern.“

Gedichte in Pfläler Mundart

Von Lorenz Rohr.*

Blummelehre.

Warum mer d' Blumme ohne Zahl So sehr an's Herz gewachse sin, Warum? Es licht in ehrem Bild Ke Duppelche von Falschheit d'rin.

Un schtedt die Blumm sich noch so schlicht In's allerallerfächlich' Aede, Was meer so g'fallt, das eich so g'rad Die Auged der Weidheidenher.

Der Echtholz behanndt die Menschebriuch, — 's will Edelkeit mit Schännet gal', Doch d' Blumme die g'it sich, wie se schtedt, Drum scheint mer jedi Blumm so schät'.

In Blumme wohnt e quber Besiedt, De Mensch e schiedt zu Truucht un Lehr', Doch Wenig achden off sei' Wint' In Gaarde, Feld un Wald umher.

Thut die un do e Jungfer sei' Die Blumme ganz un gar verchät', So halt' se sich in Trei' bedunndt Un werd forwher, wie sie, so schät'.

Sahnfucht.

Was Ebb' un Fluth for's Weidemeer Wit Belle grouhe, keene, Das eich for dich, o Menigheerz, Dei' nimmer röhstend Sähne.

Wie's Mandelicht die Wasser mahnt: „Wist' Eich wum Schlof entwänne“, So sieht mer bed' (sich) der Sahnfucht Bild Der Hoffning Joidel laime.

In alle Gärde off der Welt Dei' Lebtag hindicht die Blumme! So s'ch, wie d' Sahnfucht, un so jart; Sie schtammt, wie d' Lieb', wum Himmel.

Un d' Lieb' verweilt, do schtedt sich ei' Die Sahnfucht d' gelade; Die Lieb' un d' Sahnfucht gew'w'n sich g'rad Wie gute Kamerader.

Un aach' im Gläwde sin se hold Die Sahnfuchtswinlich', die aarde; Sie ranten sich am Gläwde 'hoff, Wie d' Lieb' am Bäum wum Gaarde.

Drum g'sch'n't fell die Sahnfucht sei', Sie schiedt u'wertortoff; Dann sie verlärt, verhöht, verchänndt De Gläwde, d' Lieb' un's Hoffe.

* Berichter von „Zwemle, Knomloch un Marau“. Für die hübsch gebundene Sammlung ist der Ladenpreis 95 Cents. Sie wird von der Chicagoer Buchhandlungfirma Koelling & Klappenbach, No. 100 und 102 Randolph Str., gegen Einzahlung von \$1.00 Bestellern in irgend einem Orte der Ver. Staaten portofrei per Post zugesandt.

Steldschlein.

Von A. Sonnemann.

Ich bin doch der Reichste von Allen, Ich närrischer, armer Gesell: Der Wald mein Palast, meine Hallen, Der Bögel Chor meine Kapell'.

Hoch über mir tauschen die Blätter, Leis flüster die Wellen im Grund: Ein Menschenkind weihen die Götter Zum Glücklichsten weit in der Rund'!

Auf Thaubiamantenen Wegen Im Kleeber-durchwühlten Hag Schwelb', Lichtest Du, mit entgegen, Die Liebste, mein Leben, mein Tag!

Die Blumen, Dein Hoffstaat, sich neigen, Buntfalter umgaukeln die Bahn Und führen Dich fröhlich im Reigen Zu mir, Deinem König, heran —

Dem König von göttlicher Gnaden, Die Himmel und Erde umgibt Und leuchtet auf dunkelsten Pfaden —

Ich liebe... und werde geliebt.

— Ein Freund der Grünlichkeit. Antmann: Nun, Aron, ich habe gehört, daß Euer Haus bis auf den Grund abgebrannt ist. Ich will hoffen, daß Ihr versichert wart — Aron: Au, Schluß, ich werb' nicht versichert sein! Ich sag' Ihnen, als der Aron abbrennt, brennt er ordentlich ab!

Der kleine Menschenfreund. Fröhchen rufst mit seinem guten Anzug fortwährend auf einem Treppengeländer herauf und herunter. „Frisch!“ ruft die Mutter ärgerlich, „was machst Du denn da?“ „Hosen für arme Buben!“